

nur, das Menschen aus aller Herren Länder ankommen und weggehen, nein, auch die gesellschaftlichen Unterschiede sind trotz der überwiegend feinen Garderoben deutlich zu erkennen. Die einen tragen schwere Koffer, die anderen nur Handtasche und Scheckbuch. Und damit jeder Gast das Gefühl hat, er bewege sich, sobald ihm der wie aus einem Theaterfundus kostümierte Portier mit ausgesuchter Höflichkeit die Türe geöffnet hat, als Hauptdarsteller in einem Film, sitzt einer an einem Piano und begleitet den Auftritt mit entsprechender Musik.

Dieses Spiel mag einer Art von Unterwassermalerei gleichen, aber es ist wich-

das Glück an der falschen Stelle sucht, weil er genau weiß, daß alle das Glück immer dort suchen, wo es garantiert nicht zu finden ist.

Während der Barpianist scheinbar traumversunken vor sich hinklimpert und so tut, als sei er allein auf der Welt, entgeht ihm nichts. Der gute Barpianist ist hinter seinen schläfrig wirkenden Augen stets hellwach. Gibt es einen besseren Kenner von Menschen und deren Illusionen? Da er im Hintergrund bleibt, registriert er alles, und die Kunst des Pianospieles besteht darin, einerseits völlig abwesend zu wirken, andererseits hochsensibel zu sein wie die Nadel eines fei-

nes Meßinstrumentes, das eine Wimper auszuwiegen imstande ist. Der Musiker ist für die Stille zuständig. Für das laute Gelächter, das Geschwätz und die Philosophie, locker vom Hocker, über die Gläser auf der Theke hinweg, gibt es die Barmaid. Sie darf Abend für Abend, Nacht für Nacht die Sprechblasen sammeln. Vielleicht hat ihr Kleid deshalb einen tiefen Ausschnitt. Der Barpianist ist die Verkörperung der Diskretion. Seine Arbeit ist dezent, unauffällig, zurückhaltend, aber doch gerade eingängig genug, um die Stimmung der Gäste ein wenig zu heben. Es handelt sich dabei oft nur um eine Art Träumerei über einer vorgegebenen Melodie, deren Tempi und Tonarten er bisweilen verwegen auflöst, um aber rasch und wie ertappt wieder zum vertrauten Ohrwurm zurückzukehren, denn sein Spiel darf die Gäste nicht irritieren. Immerzu gilt es – das ist oberstes Gesetz –, die Zurückhaltung eines Gentleman zu üben, sparsam mit dem Pedal umzugehen und sich ja nicht aufzudrängen, sondern eben *gentle*, das heißt: sanft zu

bleiben. Die Musik soll zwar vorhanden sein, aber in gewissem Sinne auch nicht richtig gehört werden. Gute Drogen wirken leise. Wer mit solchen Gedanken dem Pianisten zusieht, der könnte meinen, diese Finger spielten von selbst, und man beginnt, sich allerlei Tagträumen und Glücksvorstellungen hinzugeben, von denen man dennoch genau weiß, daß sie nur noch die Seifenblasen von längst zerplatzten Illusionen sind.

Eine seltsame Faszination geht von diesem Instrument aus, das da einer im

FLORIAN KNÖPPLER

## Mit Euren Augen süßes Licht ich seh'

Michelangelo als Lyriker:  
Offenbarungen exzessiver Leidenschaft

Manchelo pochte das Herz, als er den ersten Brief Tommaso de' Cavalieris in den Händen hielt. „Nie habe ich einem Manne größere Liebe entgegengebracht als Euch“, stand da in der Handschrift dieses unglaublich schönen jungen Adelligen, den Michelangelo gerade erst kennengelernt hatte. Michelangelo antwortete mit Briefen und Gedichten. Liebesgedichten. „Mit Euren Augen süßes Licht ich seh', / das ich nicht sehen könnte je mit meinen; / und Lasten trage ich mit Euren Beinen, / zu schwer dem lahmen Fuß, mit dem ich geh'.“

Der 57jährige Künstler war von der Liebe erschüttert wie nie zuvor in seinem Leben. Er griff jetzt immer häufiger zur Feder, um die quälenden und beglückenden Gefühle zu entwirren. Und er verzichtete auf dieses Mittel der Selbstklärung fortan nie mehr. So entstanden mehr als 300 Gedichte, auch solche, die zur Weltliteratur gezählt werden können und einen Einblick in die schwierige Persönlichkeit Michelangelos gewähren. Trotzdem ist bis heute nur wenig bekannt, daß der große Bildhauer, Maler und Architekt auch bedeutende Gedichte hinterlassen hat. Das liegt wohl vor allem an dem eigenwilligen Charakter seiner Lyrik. Michelangelo kümmerte sich kaum um die literarische Tradition und schmiedete harte, kantige Verse mit dunklen Bildern exzessiver Leidenschaft.

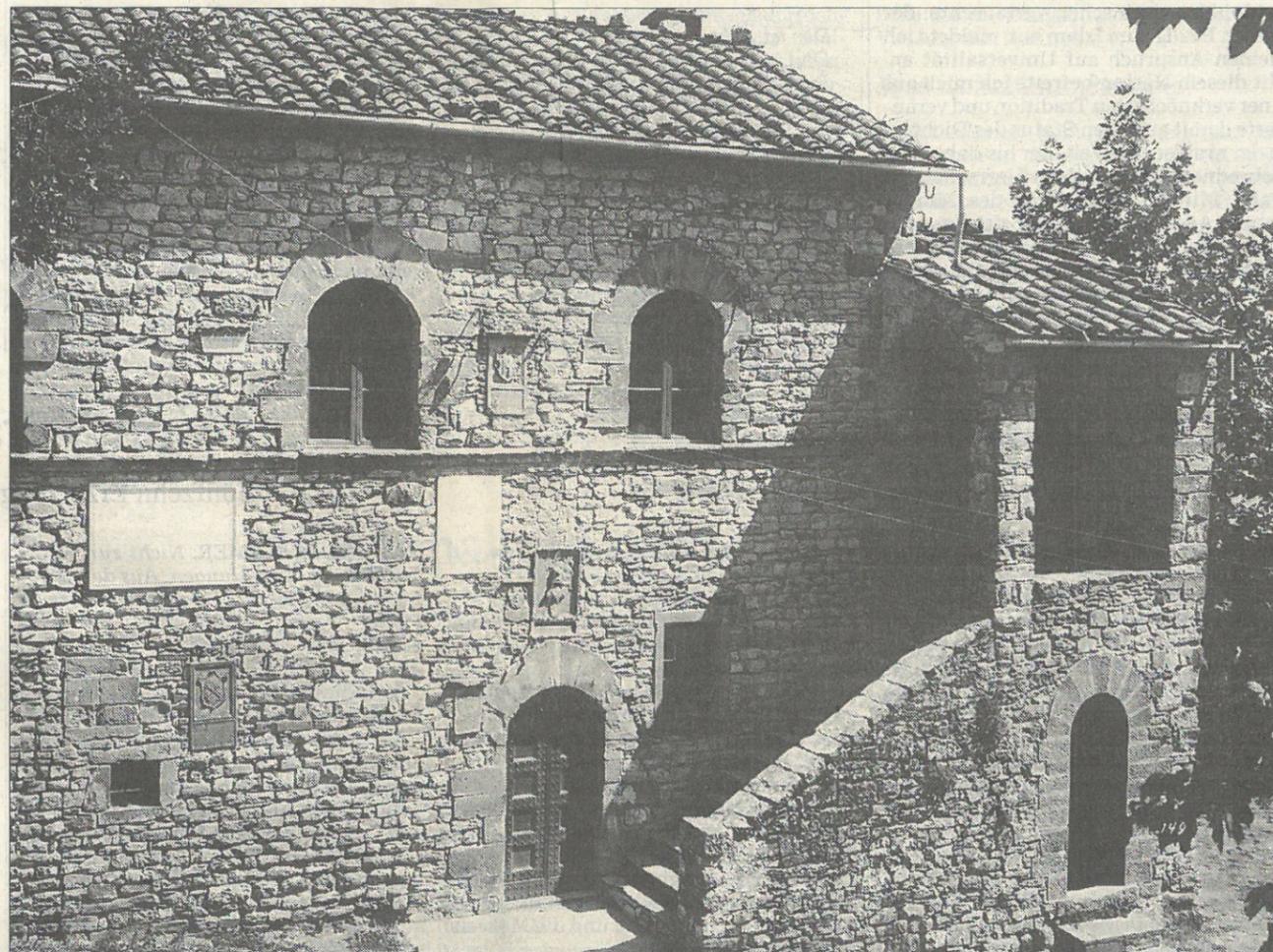
Die ersten Gedichte nach der Begegnung mit dem 23jährigen römischen Adelligen im Jahr 1532 schrieb Michelangelo noch in gelöstem Ton. Endlich war die selbstgesuchte Einsamkeit durchbrochen, und zwar durch einen Menschen, den auch die Zeitgenossen als sinnlich, geistreich, sensibel und selbstbewußt rühmten. Cavalieri wurde in diesen Versen zu einem irdischen Abglanz göttlicher Schönheit.

Doch das Glück dauerte nicht lange. Schon bald brach wieder Michelangelos heftiges, düsteres Naturell durch. Der alternde Mann spürte, daß seine Hingabe tiefer reichte als die des Freundes. Er brachte nun Verse immer neuer Selbsterniedrigung zu Papier: „Ach wollte mein Geschick, o Herr, daß zart / mein toter Balg dein lebend Fleisch bekleide, / und ich, wie Schlangen, meine Haut zerschneide / und sterbend lebe und auf neue Art.“

Das ist längst nicht mehr nur eine Formel traditioneller Liebesdichtung. Michelangelo übersteigert hier die herkömmliche demütige Haltung des Liebenden zu einer leidenschaftlichen Selbstaussage. So etwas hatte es zuvor – etwa beim ritualisierten *dolce stil novo* – nicht gegeben. Die eigene Haut hingeben für die Kleidung des Geliebten – welch drastisches Bild für den Wunsch nach Umschlingung, nach Aufopferung, nach Unterwerfung.

Michelangelo schrieb solche Gedichte in der Regel nicht in der Absicht, sie irgendwann zu veröffentlichen, und entwickelte vielleicht gerade deshalb bekenntnishaft Züge. Doch geheim hielt er sie andererseits auch nicht. Freunde durften sich Abschriften machen, die große Zuneigung des Künstlers war allgemein bekannt, und das, obwohl homosexuelle Verhältnisse ein Tabu waren. Offenbar war sich Michelangelo keiner Schuld bewußt, weil seine Beziehung zu Cavalieri bei aller sinnlichen Anziehung platonisch blieb.

Über die Art des Verhältnisses der beiden ist viel gerätselt worden. Für das Verständnis der Gedichte ist diese Frage indes unerheblich, denn Michelangelo ging es nur vordergründig um den Adressaten. Thema war für ihn vielmehr die Macht und die Wirkung der Liebe als Ereignis, das der Seele die Fülle ihrer Möglichkeiten eröffnet. Erfahrungen tiefster



MANCHE der späten Gedichte Michelangelos wurden zu einem anrührenden Flehen um Erlösung vor sich selbst: das Geburtshaus des großen Bildhauers, Malers und Architekten in Florenz

Photo: SV

Verzweiflung und größten Glücks, Teilhabe am Göttlichen und am Zerstörerischen.

Der schon damals berühmte Künstler war ein Mann der Extreme. Er mied die netten Plaudereien der Gesellschaft, kanzelte Schmeichler oft im Handumdrehen ab, legte sich in seiner Wut sogar mit Päpsten an und arbeitete wie ein Besessener. In einem Vierzeiler verliert er dieser leidenschaftlichen Wesensart poetische Form: „Beraubt man mich der Glut, muß ich verderben, / ich sterbe dort, wo alle andern leben; / nur heißes Feuer kann mir Nahrung geben, / ich leb' von dem, woran die andern sterben.“

Längst nicht alle Verse Michelangelos sind so klar, so leicht verständlich. Oft verschränkte der schwierige Mann seine Gedanken, verknötete sie oder brach sie

ganz ab. Manche Kritiker sehen darin bis heute bloße Unfähigkeit zur Gestaltung. Der Dichter suchte eigenwillige Formen, ersetzte bei der Überarbeitung der Texte sanfte Bilder durch schroffe, formte einfache Sätze zu komplizierten.

Das künstlerische Schaffen – gleich welcher Art – war für ihn ein Kampf. In einem Brief sprach er davon, daß erst im Widerstreit Großes entstehe, und begründete damit seine Auffassung von der Überlegenheit der Bildhauerei gegenüber der Malerei. So suchte er auch beim Dichten den Widerstand. Er verkomplizierte zunächst die Sprache und zwang sie danach mühevoll zu einer mehr oder minder geschlossenen Form. In einigen Gedichten zeigt sich dies deutlich, sie sind Gestalt gewordener Kampf. In dieser Weise hat man auch einige seiner

Skulpturen gedeutet, die der *maestro* an manchen Stellen nicht vollständig ausarbeitete. So entsteht etwa bei den „Sklassen“ der Eindruck, daß sie sich dem Stein zu entwenden suchen. Es ist unwahrscheinlich, daß Michelangelo seine Figuren mit Absicht unvollendet ließ.

Michelangelo selbst hat die Deutung der bildhauerischen Arbeit als Kampf nahegelegt. In einem Liebesgedicht an die Adelige Vittoria Colonna, die er 1536 kennenlernte, verglich er das Meißeln mit der Wirkung der Liebe: Erst der Meißel lasse die im Marmor verborgene Figur lebendig hervortreten, indem er sie vom groben Stein befreit. Genauso könne nur ihre Liebe seine Seele zum Leben erwecken, indem sie die Seele aus ihrem sinnverhafteten Körper – ihrer „ungeschlachten, harten Hülle“ – löst.

möchten nie enden! Doch sobald sein Dienst zu Ende ist, stiehlt sich der Barpianist in unauffällig samtenen Halbtönen davon, holt den Tastendeckel ein, setzt ihn auf und schließt ab. Wieder ist ein Tag vorbei und der Ewigkeit näher, an dem er mit seinem Spiel Geschichten über „These Foolish Things“ auf Ebenholz und Elfenbein erzählt, an dem er mal beschwingt, mal melancholisch verhalten ein paar Geheimnisse von harmonischen Läufen und Improvisationen ausgeplaudert und damit ganz nebenbei jenen Zauberteppich geknüpft hat, auf dem wir manchmal ein wenig fliegen können.

Vittoria Colonna war die Frau, die Michelangelo am meisten geliebt hat. Der Bildhauer schickte der hochgebildeten, sensiblen Marchesa von Pescara Gedichte in einem Ton der Hingabe, wie sie nicht einmal in den Versen an den jungen Cavalieri zu spüren ist. Sie antwortete ebenfalls mit Gedichten, allerdings nicht erotischer, sondern religiöser Art.

Die 46jährige war von einem tiefen Glauben durchdrungen. Nach dem Tod ihres Mannes führte die nicht hübsche, aber charmante blonde Adelige ein zurückgezogenes Leben, obwohl sie bald mit Heiratsanträgen überhäuft wurde. Ihre Kraft und die Entschiedenheit, mit der sie ihr Leben nach Gott ausrichtete, waren für Michelangelo wie ein Wunder. Er verzehrte sich immer stärker nach ihr, zusammen mit einem wachsenden religiösen Verlangen. Gleichzeitig fühlte er sich selbst zum Glauben unfähig, sah sich als Spielball seiner extremen Gefühle: „Das Herz aus Schwefel und das Fleisch in Fetzen, / die Knochen Holz von einem dürren Baum, / die Seele, ohne Zügel, ohne Zaum, / läßt sich von Lust und wilden Wünschen hetzen.“

Zu Beginn ihrer Freundschaft war auch Vittoria Colonna von der großen Nähe beglückt. In kleinem Kreis traf sie Michelangelo regelmäßig im Klostergarten von San Silvestro auf dem Monte Cavallo und brachte den verschlossenen Mann behutsam dazu, über sich und die Kunst zu sprechen. Doch nach einigen Jahren wurde ihr das Verhältnis zu leidenschaftlich. Von Viterbo aus, wo sie vorübergehend lebte, schrieb sie ihm, sie sollten in Zukunft einen weniger regen Briefkontakt pflegen. Sonst könne sie kaum noch den morgendlichen Gottesdienst einhalten, und er nicht seine Aufgabe erfüllen, die Capella Paolina auszumalen. Michelangelo versuchte Vittoria zu entsagen und schrieb Gedichte sanfter Resignation.

Drei Jahre später, an einem Februartag 1547, verlor Michelangelo die innig geliebte Freundin schließlich ganz: Sie starb an einer Krankheit. Dem 72jährigen war, als müsse nun auch sein Leben zu Ende gehen. Wo es früher in ihm glühte, schien jetzt nur noch Leere zu sein.

Der alte Mann bemühte sich immer wieder mit aller Macht um Gottvertrauen, doch vergeblich. Der innere Friede wollte sich nicht einstellen. Michelangelo wußte, daß der Grund in seinem Wesen lag, und er haßte sich dafür. Manche der späten Gedichte wurden so zu einem anrührenden Flehen um Erlösung von sich selbst – großartige Werke eines gequälten Menschen.